

Zur Ökonomie gebrochener Schriften – Ein Nachruf

Der vorliegende Aufsatz ist im Gutenberg-Jahrbuch 2024 auf den Seiten 64 – 69 erschienen. Wir danken dem Verfasser Dr. Wolfgang Schellmann und Herrn Dr. Gerhard Lauer von der Internationalen Gutenberg-Gesellschaft in Mainz e. V. für die freundliche Abdruckgenehmigung.



Bei Durchsicht aller im Gutenberg-Jahrbuch jemals publizierten Aufsatztitel fällt auf, daß sich dort kaum ein Artikel mit dem länger als hundert Jahre währenden, erst 1941 beendeten Schriftenstreit Antiqua versus Fraktur befaßt hat.¹ Dabei ging es um die für das Erscheinungsbild deutschsprachiger Druckerzeugnisse so weitreichende Frage, ob weiterhin vorwiegend in gebrochenen Schriftarten, von denen die Fraktur schließlich zur gebräuchlichsten geworden war, gedruckt werden sollte oder ob man nicht besser die fast nur noch im deutschen Sprachraum praktizierte Zweischriftigkeit verlassen und generell wie die meisten europäischen Sprachen auf Antiqua-Schriften übergehen sollte. Die Zurückhaltung der Jahrbuch-Autoren hängt vielleicht damit zusammen, daß der schließlich eine breite Öffentlichkeit erfassende Schriftenstreit überaus emotional und polemisch, zudem vorwiegend mit politisch-ideologischen und nicht mit schrift- und drucktechnischen Argumenten ausgefochten wurde. Noch immer flackert er gelegentlich auf und die Diskussion entzündet sich wieder nur an völkisch-nationalistischen Gedankentwelten, die angeblich immer hinter aller Verwendung von gebrochenen Schriften gestanden haben sollen. Zu den Hintergründen mit all ihren Facetten des Schlagabtausches ist inzwischen einiges an Literatur erschienen, die sich insbesondere damit befaßt, wie diese Schriften 1941 ausgerechnet noch vom NS-Regime mit dem haarsträubenden Argument „Judenlettern“ zugunsten Antiqua abgeschafft wurden.² Vom alliierten Kontrollrat nach 1945 im Ergebnis bestätigt, ist der Übergang zu Antiqua dann so konsequent vollzogen und verinnerlicht worden, daß jüngere Generationen inzwischen Fraktur kaum bis gar nicht lesen können.

Die Brüder Grimm, glühende Verfechter der Antiqua, sind ein erstaunliches Beispiel dafür, wie wenig in dieser Debatte mitunter selbst verdienstvolle Wissenschaftler frei von Polemik und sachfremder Argumentation waren. So finden wir im Vorwort zu ihrem konsequent in Antiqua und höchst eigentwilliger Orthografie gedruckten Deutschen Wörterbuch äußerst abfällige Formulierungen zur Fraktur, die sie sogar nur noch „vulgarschrift“ nennen:³

Es verstand sich fast von selbst, dasz die ungestalte und hässliche schrift, die noch immer unsere meisten bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten völker von auszen barbarisch erscheinen läszet, beseitigt bleiben muszte ... leider nennt man diese verdorbne und geschmacklose [schrift] sogar eine deutsche ... sie ist in der majuskel unförmlich und das auge beleidigend. die umgekehrte behauptung, dasz diese schrift dem auge wol thue, geht blosz aus übler und träger gewohnheit hervor. sie ist es, die den albernen gebrauch großer buchstaben für alle substantiva veranlaszt hat ... sie hindert die verbreitung deutscher bücher ins ausland und ist allen fremden widerwärtig.

Daß die Persistenz gebrochener Schriften – allen voran von Fraktur – in deutschen Druckerzeugnissen lediglich eine Folge Jahrhunderte währendender Geschmacksverirrung gewesen sein soll, bringt dieses Phänomen vielleicht doch auf

- 1 Am Titel erkennbar befaßten sich seit 1926 damit nur drei Artikel: Richard Paull: Der Siegeszug der Antiqua in Dänemark. In: Gutenberg-Jahrbuch 1940, S. 71 – 74; Hans Leitmeier: Antiqua und Fraktur im deutschen Buch unseres Jahrhunderts. In: Gutenberg-Jahrbuch 1956, S. 17 – 41; Otto Hum: Rudolf v. Larisch und der Streit Antiqua – Fraktur. In: Gutenberg-Jahrbuch 55 (1980), S. 15 – 20.
- 2 U. a. Silvia Hartmann: Fraktur oder Antiqua. Der Schriftstreit von 1881 bis 1941. Frankfurt/W. 1999; Friedrich Beck: Schwabacher Judenlettern. Schriftverruf im Dritten Reich. In: Die Kunst des Vernezens, Festschrift für Wolfgang Hempel. Berlin 2006; Peter Rück: Die Sprache der Schrift. Zur Geschichte des Frakturverbots von 1941. In: Jürgen Baumann, Hartmut Günter und Ulrich Knoop (Hrsg.): Homo scribens. Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung, Tübingen 1993.
- 3 Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch Band 1, Leipzig 1854, Vorwort, Sp. LII/ LIII.

einen allzu simplen Menner. Nach aller Logik kann das nicht allein eine Folge „übler Trägheit und gewohnheit“ gewesen sein, sondern es muß auch objektiv rationale Gründe, z. B. der Ökonomie und der Produktivität, des Lesekomforts, aber auch völlig legitimer, literarischkünstlerischer Präferenzen gegeben haben, die erklären, warum sich die gebrochenen Schriften ausgerechnet im Deutschen so unverhältnismäßig lange im Vergleich zu allen anderen westeuropäischen Sprachen gehalten haben, denn auch diese hatten Zeiten, in denen ihre Texte vielfach in gebrochenen Schriften gedruckt wurden. Warum haben sie diese Druckschriften frühzeitig und auch geräuschlos vollständig aufgegeben, während im gesamten deutschen Sprachraum das genaue Gegenteil geschah? Die bisherige Literatur äußert sich zu dieser Frage höchstens in Andeutungen, liefert aber kein in sich wirklich schlüssiges Gesamtbild. Es sei nachstehend auf zwei für den deutschen Sonderweg maßgebliche Argumente hingewiesen, die in der streitigen Auseinandersetzung merkwürdigerweise kaum angesprochen wurden, jedoch Typographen und Druckern bis ins 20. Jahrhundert hinein noch weitgehend geläufig gewesen sein müssen.⁴ Heute wird vermutlich noch nicht einmal in Betracht gezogen, daß sie jemals gegolten haben könnten.

In Ländern wie Deutschland, die traditionell sparsamem Wirtschaften eine besonders hohe Bedeutung beimessen haben, konnte nicht unbeachtet bleiben, daß sich Bücher gedruckt in gebrochenen Schriften – insbesondere in Fraktur – wesentlich kostengünstiger produzieren lassen als in Antiqua. Dieser überraschende Befund hat mehrere Ursachen. Die Minuskeln der Frakturschriften laufen erheblich schmaler als punktgleiche Minuskeln der Antiqua. Fraktur schreibt deshalb wesentlich enger und benötigt dementsprechend weniger Papier. Eindrucksvoll werden die Zusammenhänge und die daraus folgenden wirtschaftlichen Konsequenzen von Karl Klingspor⁵ dargestellt. Er zeigt dazu Schriftproben von vier längeren Worten, an denen sichtbar wird, wie beträchtlich sich die Unterschiede bereits in einer einzigen Wortlänge auswirken, wenn sie in Antiqua beziehungsweise in Fraktur gedruckt werden. Dies gilt uneingeschränkt, obwohl im Gegenzug die Dicken von Fraktur-Majuskeln tendenziell eher breiter auslaufen als die der Antiqua, vgl. Abb. 1.

Die Schriftgrade von Antiqua und Fraktur in Abb. 1 sind absolut punktgleich; empfundene Größenunterschiede sind optische Täuschung. Klingspor zeigt an zwei Buchseiten

Steuereinschätzungskommission
Steuereinschätzungskommission

Jahresarbeitsverdienst
Jahresarbeitsverdienst

Weiterversicherungsberechtigte
Weiterversicherungsberechtigte

Vorbeugungsmassnahme
Vorbeugungsmaßnahme

Abb. 1: Wortlängenvergleich punktgleicher Antiqua- und Fraktur-Schriften

bedruckt mit je 33 Zeilen in Fraktur und Antiqua, was das im praktischen Druckbetrieb bedeutet hat. Bei gleichem Schriftgrad, Zeilenabstand und Satzspiegel bringt Fraktur im Mittel zwei ganze Zeilen mehr Text auf einer Seite unter als Antiqua mit der Folge, daß durch Verwendung von Frakturschriften etwa 6% Papier im Vergleich zu Antiqua eingespart werden. Das ist sehr viel angesichts eines Papierkostenanteils, der in der historischen Buchproduktion irgendwo in der Größenordnung von etwa 40% der Gesamtkosten anzusetzen war.⁶ Die Bedeutung dieses Einspareffektes mag noch ein konkretes Beispiel illustrieren. Die Brüder Grimm vertreten irrtümlicherweise die Ansicht, daß „die raumersparnis der [antiqua] kleinbuchstaben angenehm ins Auge“ [fällt]⁷, aber es besteht kein Zweifel, daß ihr 33-bändiges Deutsches Wörterbuch etwa zwei ganze Bände weniger umfassen würde, wenn es denn in Fraktur anstelle Antiqua gedruckt worden wäre.

Papierersparnis ist jedoch nur ein Aspekt der Kalkulation. Klingspor rechnet vor, daß die Siebzettel, die Schriftgießereien ihren Lieferungen zugrunde gelegt haben⁸, für

4 Der nachstehende Vermerk greift auf Erfahrungsberichte der Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach zurück, publiziert in: Karl Klingspor: Über Schönheit von Schrift und Druck. Frankfurt/M. 1949.

5 Klingspor, S. 53–57.

6 Wolfgang Schellmann: Das Kontobuch der Lüneburger Offizin der Sterne. Eine Quelle neuer Erkenntnisse über Ökonomie und Usancen im Buchgewerbe des 17. Jahrhunderts. In: AGB 69 (2014), S. 91.

7 Grimm, Wörterbuch, Vorwort, Sp. LIV.

8 Klingspor, S. 53

100 kg einer 10 Punkt-Schrift bei Fraktуреinteilung 86 950 Lettern⁹, hingegen bei Antiqua-Einteilung nur 80 150 Lettern ausgewiesen haben, d. h. Antiqua-Lettern benötigten aufgrund ihrer stärkeren Dichte im Schnitt rund 8,5% mehr Schriftmetall als punktgleiche Fraktur. Schriftsatz in Antiqua war daher mit entsprechend höheren Materialkosten verbunden. Das war vor allem ab der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die Buchpreise dramatisch stiegen, ein wirtschaftlich schwerwiegendes Argument, da das Schriftmetall zu den besonders ins Gewicht fallenden Kostenfaktoren für Druckereien gehörte. Kein Wunder also, daß Drucker und finanzierende Verleger Fraktur-Schriften den Vorzug gaben, vor allem dann, wenn daraus totes Kapital im Lager wurde, weil im Stehsatz gedruckt werden sollte.

Klingspor führt noch ein drittes Kostenelement an, das sich allerdings heute nur noch schwer ohne sehr genaue Detailkenntnis der betrieblichen Abläufe nachvollziehen läßt, ganz sicher aber objektiv gegebene Probleme im Arbeitsablauf für im Afford arbeitende Setzer widerspiegelt. Er schreibt: „Auch nach dem Lohn- und Preistarif ist ein Satz aus der Antiqua teurer als aus Fraktur. Es macht dies bei 10-Punktschrift etwa 5%, bei 12-Punktschrift etwa 7% aus.“¹⁰ Dabei ist zu berücksichtigen, daß Setzer traditionell ohnehin zum Personal mit den höchsten Löhnen gehörten.

Neben diesen sogar kaufmännisch exakt kalkulierbaren Kostenvorteilen, die beim Druck von Fraktur-Schriften im Vergleich zu Antiqua entstehen, ist als zweites ökonomisches Kriterium die Lesbarkeit¹¹ näher zu betrachten, weil sie der Produktivität zuzuordnen ist. Lesbarkeit bezieht sich auf die Geschwindigkeit im Lesefluß, nicht auf die Leserlichkeit der Einzelbuchstaben. Auch wenn das im Schriftenstreit vielfach bestritten wurde¹² und heute schon gar nicht mehr für möglich gehalten wird, sprechen schwerwiegende Argumente dafür, daß sich deutsche Texte gedruckt in Fraktur wesentlich schneller lesen lassen als in Antiqua. Herausragender Befürworter dieses Standpunkts war in der öffentlichen Diskussion der Vielleiter Otto v. Bismarck. Er soll vorgetragen haben, daß er für einen bestimmten Text gelesen in Antiqua etwa 80 Minuten benötigt habe, dagegen nur eine Stunde gelesen in Fraktur.¹³ Um ganze 25% schnellere Lesbarkeit erscheint zwar stark übertrieben, aber die tendenzielle Aussage kann sich auf sehr spezifische Eigenheiten der deutschen Sprache stützen. Deutsch bildet

im Gegensatz zu anderen europäischen Sprachen aus mehreren Wortstämmen oder Begriffen zusammengesetzte Wörter (Komposita), die zu wahrhaften Wortungetümen auswachsen können. Die Sprachen Englisch, Französisch, Italienisch bilden im Gegensatz dazu in aller Regel nur kurze Wörter. Mehr als zehn Buchstaben pro Wort kommen dort kaum vor. Im Deutschen sind hingegen lange Wörter bis hin zu sehr individuellen Komposita-Schöpfungen mit zwanzig und auch noch erheblich mehr Buchstaben überhaupt keine Seltenheit. Beispielhaft seien die daraus folgenden Konsequenzen für zügige Lesbarkeit an der aus 29 Buchstaben zusammengesetzten „Steuereinschätzungskommission“ in den beiden Schriftarten der Abb. 1 erläutert, wobei zu bedenken ist, daß sich sogar dieser Buchstabenbandwurm problemlos durch noch mehr angehängte Glieder, z. B. den Zusatz „kommissionsföhung“, auf weit über 30 Buchstaben verlängern ließe. Derart lange Komposita erfaßt der Leser am schnellsten, wenn sie von der Schrift optisch so gegliedert werden, daß die darin enthaltenen Komponenten sofort flüßig ins Auge fallen. Das kann Fraktur eindeutig wesentlich besser als Antiqua, denn dafür ist vor allem die rasche Auffindbarkeit der darin enthaltenen Wortstämme und Unterbegriffe entscheidend. Der geübte Leser liest ja nicht jeden einzelnen Buchstaben, sondern er hat die fertigen Wortbilder im Kopf und benötigt zu deren Identifikation nur noch markante Einzelbuchstaben daraus. Innerhalb einer langen Kette von Minuskeln werden Buchstaben nur durch Zahl und Art ihrer Ober- und Unterlängen markant. Für schnelles Lesen von Texten, vor allem solchen mit zahlreichen komplex aufgebauten Komposita, ist demnach sehr entscheidend, wie die Wörter durch Ober- und Unterlängen gegliedert sind. Während die „Steuereinschätzungskommission“ in ihrer langen Kette von Antiqua-Minuskeln gleichförmiger Höhe gerade einmal vier wenig auffällige Oberlängen und nur eine einzige Unterlänge aufweist, zeigt dasselbe Wort in Fraktur sieben markante Ober- und fünf Unterlängen. Hinzu kommt aber

8 Klingspor, S. 53

9 R. L. Niel, *Satztechnisches Taschen-Lexikon*, Wien 1925 gibt für Korpus-Fraktur nur 85 620 Lettern an, S. 685.

10 Klingspor, S. 53

11 Gerhard Unger, *Wie man's liest*. Sulgen, Zürich 2009, S. 25–26.

12 U. a. Rudolf v. Larisch: *Über die Leserlichkeit von ornamentalen Schriften*. Wien 1904, zit. nach Hurm, S. 16.

13 Klingspor, S. 25.

noch ein Weiteres. Fraktur bringt für den gerade im Deutschen so wichtigen Buchstabenlaut s gleich drei Schreibweisen: das lange s für den Anlaut oder im Wortinneren, das runde s nur für den Ablaut am Wortende sowie das häufig vorkommende, so auffällige ß für scharfes s. In Fraktur kann man deshalb die lange „Steuereinschätzungskommission“ mit einem Blick in ihre drei Bestandteile „Steuer – Schätzung – Kommission“ zerlegen. In Antiqua findet man das für die Erkennung des Unterbegriffes Schätzung so wichtige s nicht so leicht, und das k am Anfang der Kommission findet man in Fraktur ebenfalls schneller durch die ausgeprägtere Gestaltung seiner Oberlänge. Die für schnelles Lesen so wichtige Funktion der Schreibweisen von langem und rundem s, um sie als Anlaut bzw. Ablaut identifizieren zu können, erkennt man besonders eindrucksvoll an den Wortbeispielen in Abb. 2.¹⁴

Hauschild	Aussicht	Gräschen
Hausßchild	Außsicht	Gräßchen
Lieschen	Preissingen	
Lieschen	Preisßingen	

Abb. 2: Buchstabe s als Anlaut bzw. Ablaut

Ob sich Fraktur tatsächlich wie von Bismarck behauptet um 25% schneller lesen läßt, mag dahin gestellt bleiben, aber es kann kaum einen Zweifel geben, daß sich die zumindest für das Deutsche so typischen Komposita in Fraktur weitaus flüssiger auflösen lassen als in Antiqua. Dieser gravierende Vorteil im Lesekomfort erschließt sich selbstverständlich nur einer Leserschaft, die Fraktur mindestens ebenso routiniert beherrscht wie Antiqua.

Wenn eine Schrift den tatsächlichen Sprachgebrauch authentisch wiedergeben soll, kommt sie in aller Regel nicht ohne sehr spezifisch an die jeweilige Sprache angepasste Merkmale aus. Es ist deshalb ein Irrtum zu glauben, daß Antiqua in ihrer reinen Form gewissermaßen die Universalchrift schlechthin ist, die sämtliche Anforderungen aller Sprachen an eine nutzerfreundliche Schriftgestaltung optimal erfüllen kann.¹⁵ Folgerichtig ergänzen die weitaus meisten europäischen Sprachen ihr Antiqua-Alphabet mit Sonderbuchstaben und diakritischen Zeichen (Akzent, Trema, Cedille, Zirkumflex, Tilde, u. a.), die entweder eine

besondere Aussprache oder Betonung markieren oder sogar zu anderen Wortbedeutungen führen. Sie bilden gewissermaßen ergänzende Ober- und Unterlängen, die Antiqua in ihrer Reinform nicht kennt und für zügige Lesbarkeit und Eindeutigkeit geschriebener Texte eine unerläßliche Hilfe gerade für den fremdsprachigen Leser sind, um die jeweilige Sprache auch in ihren Feinheiten richtig lernen zu können. Die deutschen Antiqua-Schriften kennen lediglich die drei Umlaute ä, ö und ü, die durchgängig zu einem Bedeutungswandel des Wortes führen, während für Aussprache und Betonung nur noch der Sonderbuchstabe ß zur Verfügung steht. Das ist im Vergleich zu anderen Sprachen auffällig wenig.¹⁶ Die Herausbildung spezifischer Schriftmerkmale, die zügige Lesbarkeit und richtige Betonung fördert, hatte sich im Deutschen über Jahrhunderte hinweg anscheinend ausschließlich in gebrochenen Schriften, allen voran in Fraktur und Schwabacher, abgespielt. So gesehen liegt der Gedanke nahe, daß der im Deutschen praktizierten Antiqua im Grunde noch die Arbeit von vielen Typographen-Generationen fehlt, um sie auch für deutschsprachigen Gebrauch gleichermaßen optimiert zu haben, wie das für andere Sprachen längst erfolgt ist.

Derzeit muß man unter dem Eindruck stehen, daß die Bemühungen eher in die Gegenrichtung laufen. Als letzter wichtiger Sonderbuchstabe für schnelles Lesen deutscher Texte muß der Buchstabe ß noch immer um seine Beibehaltung bangen, und es werden derzeit sogar eifrig neue, schnelles Lesen und Verständlichkeit deutscher Texte noch mehr behindernde Schreibgewohnheiten propagiert, von denen man nur hoffen kann, daß sich diese nicht durchsetzen. Nicht auszudenken, welcher gewaltige volkswirtschaftliche Nutzen mit auch nur geringfügiger Beschleunigung der durchschnittlichen Lesegeschwindigkeit verbunden wäre, die sich vor allem als deutlicher Produktivitätsgewinn bei den vielleisenden Leistungsträgern niederschlagen würde. Es ist erstaunlich, mit welcher Nonchalance eine Gesellschaft, in der bereits jeder eingesparte Klick bei einer digitalen App als wichtiger Produktivitätsfortschritt gefeiert wird, über derart signifikante Beeinträchtigungen der Lesbarkeit von Texten ohne viel Federlesens einfach hinweggeht.

14 Klingspor, S. 56.

15 Klingspor, S. 57.

16 Klingspor, S. 58.

Der vorstehende Vermerk nimmt nicht für sich in Anspruch, die angeschnittenen Fragen vollständig behandelt zu haben. Er möchte lediglich dazu anregen, den Fragenkomplex um die so auffällige Persistenz gebrochener Schriften im deutschen Sprachraum wesentlich umfassender zu untersuchen als bisher geschehen und dabei nicht aus dem Auge zu verlieren, daß wahrscheinlich so materielle Gesichtspunkte wie Wirtschaftlichkeit und Produktivität zügiger Lesbarkeit eine viel größere Rolle gespielt haben als bisher wahrgenommen. Einer posthumen Würdigung sollten nebenbei dann aber auch die literarisch-künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten unterzogen werden, die durch den Verzicht auf gebrochene Schriften vollständig verloren gegangen sind.

Zum Verfasser: Dr. Wolfgang Schellmann (geb. 1943) hat Maschinenbau studiert und wurde in Wirtschaftswissenschaften promoviert. Er beschäftigt sich freizeithlich mit dem frühneuzeitlichen Bibeldruck und hat dazu mehrere Veröffentlichungen verfaßt, u. a. zu dessen Schlüsselstellung für das Erscheinungsbild moderner Druckmedien.

Seine Aufsätze sind meist im „Archiv für Geschichte des Buchwesens“ beim Verlag De Gruyter erschienen. Dafür wurde ihm 2023 von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen die „Brüder-Grimm-Medaille“ verliehen. Mit schriftshistorischen Fragen hat sich Wolfgang Schellmann dabei bisher nur am Rande befaßt. Insofern erweitert der gegenständliche Beitrag den Rahmen seiner Forschungsarbeit.



Unsere Buchstaben vermögen durch den ihnen enthaltenen unausschöpfbaren Reichtum an Form und Gestaltungsmöglichkeiten ebenso zum Lebensinhalt von Menschen zu werden wie jede andere künstlerische oder handwerkliche Betätigung. Edel geformte Buchstaben können uns in ihrer Schönheit und Eigenwilligkeit, in ihrer gestalterischen Freiheit – bei allen stilgebundenen Gesetzmäßigkeiten – ebenso ansprechen wie das Werk eines Meisters der großen Künste.

Hermann Zapf (1918 – 2015), deutscher Schriftentwerfer und Typograph.